

Zeitschrift: Zeitschrift für schweizerische Geschichte = Revue d'histoire suisse
Band: 5 (1925)
Heft: 1

Buchbesprechung: Besprechungen = Comptes rendus

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Besprechungen — Comptes rendus.

ERNST BALDINGER. *Der Minnesänger Graf Rudolf von Fenis-Neuenburg.* (Neujahrsblätter der Literarischen Gesellschaft Bern, Der neuen Folge erstes Heft.) Bern 1923.

Baldinger bietet eine sorgfältige und sehr gründliche Zusammenstellung all dessen, was über den frühesten schweizerischen Minnesänger vermutet worden ist und gewußt werden kann.

Die mittelalterlichen Liederhandschriften überliefern acht Lieder eines Dichters, den die Weingartnerhs. Graf R. von Fenis, die Große Heidelbergerhs. Graf Rudolf von Neuenburg nennt. Es handelt sich also um ein Mitglied des Grafengeschlechtes, das zuerst nach seiner Burg Fenis am Bielersee, später nach seiner Stadt Neuenburg genannt wurde. Der Name Rudolf kehrt mehrfach wieder; aller Wahrscheinlichkeit nach — auch Baldinger neigt dieser Auffassung zu — ist Graf Rudolf II., der 1158—1196 urkundlich erscheint, der Minnesänger. Die Lieder, über deren Sprache, Stil und Metrik Baldinger ausführlich handelt, sind freilich ohne besondere poetische Bedeutung. Ohne daß individuelle Eigentümlichkeiten zutage träten, werden die allgemeinsten Motive der strenghöfischen Minnepoesie traktiert, es sind Klagen über die unbarmherzige Geliebte und über das eigene Herz, das nicht von ihr lassen will. Die Texte hat Baldinger aus der klassischen Sammlung «Minnesangs Frühling» abgedruckt. Was dem Grafen von Neuenburg starkes literarhistorisches Interesse sichert, das ist sein enger Anschluß an die provenzalische Troubadourlyrik, ein Anschluß, wie er nur noch in einem Fall bei den deutschen Minnesängern nachgewiesen ist. Schon der alte Bodmer erkannte, daß Graf Rudolf Lieder des Troubadours Folquet von Marseille nachgebildet hat. Die moderne Forschung hat die inhaltliche und formale Abhängigkeit von den Provenzalen im Einzelnen dargetan, man kann die Originale und die Nachbildungen bequem bei Baldinger vergleichen. Dabei sind nicht ganze Lieder übertragen, offenbar besaß der Graf ein provenzalisches Liederbuch und hat mit dessen Texten nach freiem Ermessen schaltend seine Lieder verfaßt. Baldinger feiert seinen Dichter als Mittler deutschen und französischen Geisteslebens. Möge das Schicksal uns vergönnen, daß man solche Verdienste bald nicht mehr mit Emphase hervorheben muß.

Zürich.

Rud. Pestalozzi.

MARGUERITE ZWEIFEL. *Untersuchung über die Bedeutungsentwicklung von Langobardus-Lombardus, mit besonderer Berücksichtigung französischer Verhältnisse.* Diss. Zürich, Halle a. S. 1921.

Es ist eine bekannte Erscheinung, daß Völkernamen oder Städtenamen zur Benennung gewisser Begriffe verwendet werden, die mit ihnen in Verbindung stehen. Der Pfirsich, lat. *persicus*, hat seinen Namen von seiner Heimat Persien, der Rasch genannte Stoff trägt den Namen der Stadt Arras, wo er zuerst fabriziert wurde; franz. *anglaise* « redingote » und span. *americana* « Männerrock » zeugen davon, daß wir diese bequemen Kleidungsstücke dem angelsächsischen Kulturkreis verdanken. — Die Verfasserin der vorliegenden Abhandlung hat sich die Aufgabe gestellt, zu untersuchen, was für Dinge nach den Lombarden und der Lombardei benannt worden seien und was sich daraus für kulturhistorische Ergebnisse ziehen lassen.

Diese Aufgabe hat sie genötigt, zuerst über den Begriff Lombardei und Lombarde Klarheit zu schaffen. Wie France lange Zeit bloß Nordfrankreich bezeichnete, Schwiz bald unser ganzes Land, bald nur den einen Stand (vgl. hierüber Oechsli in dieser Zeitschrift 1916, p. 54 ff.), so hat auch Langobardia im Bedeutungsumfang stark geschwankt. Durch gründliche und fleißige Forschung hat die Verfasserin hierüber Klarheit geschaffen. Der Name Langobardia (= das Reich, das Land der Langobarden) ist außerhalb Italien entstanden, bei den Franken und in Byzanz. In Frankreich wurde damit das langobardische Königreich bezeichnet, das sich bis gegen Rom ausdehnte; in Byzanz verstand man unter dem gleichen Namen die langobardischen Herzogtümer südlich der päpstlichen Besitztümer, besonders Benevent. Im 11. und 12. Jahrhundert erscheint im franz. Lombardie geradezu als der Name der Apenninhalbinsel, deren Bezeichnung Italie ganz außer Kurs gekommen war. In Italien selber aber wurde der Name auf Oberitalien bezogen und diese beschränkte Bedeutung setzte sich dann auch in Frankreich durch. Die weitere Einschränkung auf die heutige Lombardei ist erst das Werk späterer Jahrhunderte.

Nachdem die Verfasserin diese feste Basis gelegt hat, kann sie fortschreiten zur Untersuchung der Dinge, die nach den Lombarden benannt werden. Bald ist es der Wind, der aus der Richtung von Oberitalien herüberweht, wie in Südfrankreich; bald heißt man die wandernden Maurer Lombardi, die seit mehr als tausend Jahren einen wohlverdienten Ruf genießen; oder das Wort dient zur Bezeichnung von Pflanzen, deren Kultur von der Lombardei ausgegangen ist. Historisch am interessantesten aber ist die Anwendung des Namens auf die italienischen Bankiers. Im 13. Jahrhundert kam das Geldleihen gegen Zins mehr und mehr in Aufnahme. Die Kirche förderte heimlich das Aufkommen der Geldwirtschaft, während sie offiziell vorerst noch am christlichen Standpunkt festhielt, der das Zinsnehmen verpönte. Außer Juden waren es besonders Italiener

(z. B. aus Asti), die als Bankiers ganz Frankreich überfluteten. Sie werden, entsprechend der damaligen Ausdehnung des geographischen Begriffes *Lombardie*, als *Lombards* bezeichnet. Daß dieses Wort auch heute noch nicht aus der Terminologie der Finanz geschwunden ist, bedarf keiner weitem Ausführungen. Die Verachtung und der Haß, dem das damals als moralisch minderwertig geltende Gewerbe der Geldausleiher ausgesetzt war, spiegelt sich trefflich wieder im Bedeutungswandel des Wortes *Lombard*, das in Frankreich zu «Wucherer, Geizhals» gelangte. Der Raum verbietet mir, in alle Einzelheiten der Entwicklung zu folgen, die von der Verfasserin kargelegt wird. Ihre Ausführungen schildern uns ein schönes Stück Kulturgeschichte, weshalb die Lektüre der ganzen Arbeit auch den Historikern bestens empfohlen sei.*)

Aarau.

W. v. Wartburg.

WALTHER MERZ. *Schloß Zwingen im Birstal*. Aarau 1923. Großquart, 107 S. mit 14 Tafeln, 22 Abbildungen im Text und einer Stammtafel.

Die im Auftrage der Holzstoff- und Papierfabrik Zwingen verfaßte und vorzüglich ausgestattete Gelegenheitsschrift ist unter der Feder des kundigen Verfassers zu einer Monographie geworden, aus der Rechts- und Wirtschaftsgeschichte, Kultur- und politische Geschichte wertvolle Einzelheiten und Feststellungen schöpfen können. Denn immer wird dasjenige hervorgehoben, was allgemeines geschichtlichen Wert besitzt. In einem Längsschnitt durch sieben Jahrhunderte hindurch wird uns die Verwaltung des Schlosses und der Herrschaft Zwingen geschildert und dabei dargestellt, wie sich Art und Organisation der Verwaltung unter der Einwirkung der jeweiligen wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse umgestalteten.

Zu Beginn des 12. Jahrhunderts machte der Bischof von Basel den Versuch, das Kloster St. Blasien mit seinem ausgedehnten Besitz in seine Hand zu bringen, indem er das genannte Stift auf Grund gefälschter Urkunden als Eigenkloster beanspruchte. Das Ergebnis des langwierigen Streites war die Bestätigung der Unabhängigkeit von St. Blasien durch Kaiser und Papst. Der Bischof von Basel mußte sich mit einem Schmerzensgelde abfinden, der Abtretung der vier st. blasischen Höfe Sierenz, Oltingen, Vilnachern und *Laufen* (1141). Neben diesem Hofe *Laufen* entstand das bischöfliche Untertanenstädtchen *Laufen*. Zur Herrschaft gehörte ferner das Dorf *Zwingen* mit dem im Jahre 1312 zum ersten Male urkundlich nachweisbaren Schlosse. Nachdem der Besitz der Herrschaft *Laufen* im Verlaufe der Jahrhunderte mehrfach zwischen dem Bischof von Basel und dem Hause Habsburg gewechselt hatte, blieb er seit 1459 endgültig in bischöflicher Hand. Seit dem Beginn des 14. Jahrhunderts verliehen die Bischöfe von Basel *Zwingen* als Erblehen den Freien von *Ramstein*. Dank

*) Für die wenigen Berichtigungen und Ergänzungen, welche sich zu der Arbeit geben lassen, ist hier nicht der Ort.

einem 150jährigen Genusse dieses Lehensrechtes fingen die Ramsteiner an, wie so oft in solchen Fällen, sich als die eigentlichen Inhaber der Herrschaft zu betrachten. Als das Geschlecht im Jahre 1459 ausstarb und der Bischof das Lehen als heimgefallen erklärte, suchten Witwe und Schwiegersohn des letzten Ramsteiners, Ursula von Ramstein und Thomas von Falkenstein, ihre angeblichen Rechte in einem 13 Jahre dauernden Rechtshandel zur Anerkennung zu bringen; allein der Bischof von Basel ging als Sieger aus dem Kampfe hervor.

Es entsprach dem Wandel der Zeitverhältnisse, daß die Herrschaft Zwingen nun nicht mehr einem Adeligen als Erblehen anvertraut, sondern durch einen Vogt, der auch bürgerlicher Herkunft sein konnte, verwaltet wurde. Alljährlich hatte er dem bischöflichen Rechnungshofe Rechnung abzulegen. Der Übergang vom mittelalterlichen Feudalsystem zum neuzeitlichen Beamtentum ist damit anschaulich illustriert.

Kulturhistorisch interessant sind die Inventare über den Hausrat des Schlosses, die jeweilen beim Wechsel des Verwaltungsbeamten aufgestellt wurden. Das älteste geht in das Jahr 1553 zurück.

Die Baugeschichte des Schlosses wird an Hand der Urkunden, für die neuere Zeit mit Hülfe von alten Plänen und Abbildungen, durch die verschiedenen Jahrhunderte hindurch verfolgt.

Nach der Besetzung des Bistums Basel durch die Franzosen im Jahre 1792 wurde das Schloß als Nationalgut unter den Hammer gebracht. Im Jahre 1795 wurde es von dem Sekretär des französischen Gesandten in Basel, dem Bürger Laquante, für 280,000 Fr. erworben. In der Folgezeit blieb das Schloß in Privatbesitz. Es wechselte mehrfach den Besitzer, bis es im Jahre 1913 durch die Holzstoff- und Papierfabrik Zwingen erworben wurde.

Bei der streng wissenschaftlichen Arbeitsmethode von Walter Merz ist es selbstverständlich, daß die reichen Angaben des Buches bis in alle Einzelheiten durch die Quellen sorgfältig belegt sind.

Wertvoll ist auch das Ergebnis eines Exkurses zu dieser Arbeit über die Anfänge des Klosters Münster-Granfelden und dessen angebliche Säkularisierung. Bisher war allgemein angenommen und noch in neuern Darstellungen verwertet worden, daß Münster-Granfelden zu denjenigen Benediktinerklöstern gehöre, die zur Strafe für ihr Festhalten an Papst Gregor VII. zu weltlichen Chorherrenstiften umgewandelt und des Großteils ihres Besitzes beraubt worden waren. Auf Grund einer eindringlichen und scharfsinnigen Analyse der Privilegien von Münster-Granfelden aus der Karolingerzeit und dem 11. und 12. Jahrhundert kommt Merz zu einer abweichenden Auffassung. Nach ihm ist Münster-Granfelden nach der Regel des h. Columba von Luxeuil aus gegründet und später der Regel des h. Benedikt unterstellt worden. Im Jahre 1146 ist zum ersten Male von der prepositura statt der bisherigen abbatia die Rede. Allein dieser Übergang zu einem weltlichen Chorherrenstift beruhte auf dem freien Willen

der Klosterinsassen. Der Grundbesitz des Stiftes Beinwil, später nach Mariastein verlegt, und der Kirche S. Alban zu Basel ist nicht, wie bis jetzt angenommen wurde, dem Kloster Münster-Granfelden bei Anlaß der Säkularisierung entfremdeter Besitz. Diese Gebiete haben dem Stifte überhaupt nie gehört.

Zürich.

Hans Nabholz.

PIERRE DE ZURICH. *Les origines de Fribourg et le quartier du Bourg aux XV^e et XVI^e siècles, Mémoires et documents publiés par la Société d'Histoire de la Suisse romande.* (seconde série, tome XII [1924]). Tiré à part un vol. Lausanne, Librairie Payot et Cie. 318 pages in 8^o, six illustrations et un plan.

Le livre que publie M. Pierre de Zurich appartient à un genre d'études relativement nouvelles et que l'on peut appeler l'«urbanisme historique»; il met en pleine lumière un phénomène de géographie humaine, celui de la naissance et du développement d'une ville; il procède par l'utilisation des sources historiques et pousse très loin l'analyse critique des documents pour arriver à un certain nombre de constatations synthétiques très solidement établies; il relève donc de l'histoire locale, en ce sens qu'il ne laisse de côté aucun détail de la topographie rétrospective du centre urbain primitif de Fribourg. Mais, par la méthode qu'il emploie et les faits qu'il décrit, il apporte une contribution extrêmement importante à la science de l'origine des villes prise dans une acception plus large.

L'avant-propos de l'auteur nous renseigne sur la genèse et l'économie générale de son travail: dans une première partie il s'occupe des origines de Fribourg, tandis que dans la seconde il décrit le quartier du Bourg et ses transformations au cours des XV^e et XVI^e siècles; la troisième partie n'a pas été publiée; elle consistait en un cadastre historique des maisons du Bourg, du milieu du XIV^e siècle à la perspective bien connue de Martin Martini qui est de 1606; ses proportions vraiment considérables la condamnent à rester — au moins provisoirement, souhaitons-le — à l'état de manuscrit; mais il faut d'emblée remarquer que c'est grâce à ce cadastre, et surtout grâce à la documentation qui a permis à M. de Zurich de l'établir, que l'histoire même du Bourg a pu être écrite. De tels travaux représentent une somme considérable de recherches, un dépouillement systématique de sources fort diverses et pas faciles à interpréter, manaux, comptes, minutes de notaires, etc. L'effort de notre auteur est donc beaucoup plus considérable qu'il semble à première vue et son livre se garde bien de faire étalage des preuves multiples dont il peut à juste titre se réclamer.

M. de Zurich introduit sa première partie par l'exposé des variations des chroniqueurs et des historiens au sujet de la date de fondation de Fribourg; le document le plus important pour l'étude de ce problème

est une charte de 1177—1178 publiée en 1660 par Guichenon; malgré ce texte, pas mal d'auteurs, jusqu'au XIXe siècle, continuent à assigner à la fondation une date postérieure à 1178; en 1908 M. Welti incline pour 1170 environ et M. Büchi pour 1175 ou 1177. A la fin du XVIe siècle Guilliman explique la création de la ville par Berthold IV, par la nécessité de contenir la noblesse romande; d'autres raisons ont également été proposées; mais ce sont des explications théoriques peu satisfaisantes.

M. de Zurich aborde de front ce double problème et dans quatre solides chapitres, il nous propose des solutions nouvelles.

Un *vidimus* des Archives de Turin, daté de 1300, reproduit le texte d'une charte de l'an de l'incarnation 1177, soit du 25 mars 1177 au 24 mars 1178, par laquelle Berthold IV de Zaehringen rend au monastère de Payerne l'alleu sur lequel il a édifié une partie de la ville de Fribourg; cette ville possède alors une église et un cimetière; dès janvier 1152, Berthold IV succède à son père Conrad dans la possession du duché de Bourgogne; nous obtenons ainsi pour l'époque de la fondation: entre 1152 et 1178.

Pour diminuer cette approximation, M. de Zurich fait appel aux éléments chronologiques que lui fournissent vingt et une chartes non datées mais qui appartiennent certainement au XIIe siècle; établir une date à l'aide de documents qui n'en ont pas, il semble que ce soit là chercher inutilement le paradoxe. Et pourtant par un long travail, M. de Zurich rend ces chartes utilisables en leur assignant une place dans le temps.

Une notice du XIIe siècle tirée d'une *Biblia Sacra* d'Hauterive, fait connaître un « Anselmus dal Fribor », comme témoin d'un acte par lequel Henri beau-frère d'Hélias de Glâne approuve diverses donations au monastère d'Hauterive; or pour qu'un personnage porte le nom de Fribourg, il faut bien que Fribourg existe; en serrant de près les noms des témoins, notamment, en établissant un nouveau catalogue des abbés d'Hauterive jusqu'en 1302 (Annexe 1), M. de Zurich identifie l'abbé P., témoin lui-même d'un ou de plusieurs actes résumés dans la notice, avec l'abbé « Pontius » abbé en 1162 et établit ainsi pour la donation d'Hélias de Glâne une date qui ne peut s'écarter bien loin de celle de 1162. Fribourg existe donc en 1162; avant 1169, la ville possède des bourgeois, un avoyer, un curé; c'est ce qui ressort d'une charte d'Hauterive que M. de Zurich réussit également à dater par une démonstration extrêmement ingénieuse; le sceau de Berthold IV de Zaehringen pendant à ce document n'existe plus, mais il a été décrit par Schoepflin en 1765; c'était un sceau pédestre, et comme dès 1169 Berthold IV fait usage d'un sceau équestre, la charte ne peut qu'être antérieure à cette année. Dans ses annexes 2 à 6, M. de Zurich administre des preuves analogues pour l'emploi du nom de Fribourg avant 1169 et 1173, vers 1182, etc.

Entre les deux dates extrêmes de 1152 et 1162 peut-on préciser encore? Jusqu'en 1155 Berthold IV n'a guère pu s'occuper d'une fondation de ce genre; en 1156, il restitue à Frédéric Barberousse la Bourgogne cisjurane et la province d'Arles et reçoit en compensation l'avouerie impériale et l'investiture des droits régaliens des évêchés de Genève, de Lausanne et de Sion. A ce moment la Transjurane devient pour lui particulièrement importante; en 1157 la présence du duc dans ces contrées est attestée; c'est donc bien en cette année qu'il faut placer la fondation de Fribourg.

M. de Zurich présente cette hypothèse comme presque certaine; ses déductions chronologiques sont satisfaisantes: sa preuve «avant 1162» est décisive; dès lors sa proposition de «1157» apparaît comme parfaitement raisonnable et tout à fait admissible.

Après la question de la date, M. de Zurich reprend (chapitre II) l'étude des causes de la fondation; la possession d'un pays exige celle des voies de communications; or Fribourg est un point de passage important, sur la coupure de la Sarine, entre le Pays de Vaud et la contrée où va s'élever Berne; M. de Zurich incline à penser que ce point de passage est ancien et que quelques maisons devaient s'élever dans le quartier de l'Auge; pour dominer le gué ou le pont, le plateau du Bourg offre les avantages d'une situation naturellement forte; la création d'une ville en cet endroit s'explique donc pour des raisons stratégiques; le développement d'un centre urbain et d'un marché ne peut qu'être profitable au fisc du seigneur. M. de Zurich expose ce qu'ont été au XIIIe siècle, pour le duc de Zaehringen les revenus qu'il tire de Fribourg, cens, péages, émoluments de justice, etc. En reliant ainsi solidement la Bourgogne transjurane à ces états de l'Aar, Berthold IV soignait les intérêts de son trésor.

Quant à la possession de ce coin de terre, M. de Zurich n'a pas de peine à établir (Chap. III) qu'au moment de la fondation, il ne pouvait en aucune mesure s'agir d'un «alleu» de la maison de Zaehringen; une étude approfondie du démembrement féodal dans la contrée lui permet de débrouiller une situation à coup sûr compliquée; le territoire de Fribourg dépend, à l'origine, de la paroisse de Villars sur Glâne; il appartient, fort probablement, à la famille noble de Villars ou Achars, vassale des seigneurs de Glâne et de leurs successeurs «qui eurent eux-mêmes pour suzerains, successivement, les comtes d'Oltingen, leurs héritiers Guillaume III et Guillaume IV comtes de Mâcon et de Vienne, et enfin le Duc Conrad de Zaehringen et son fils Berthold IV». Cette démonstration où la part de l'hypothèse subsiste sans doute, mais qui peut invoquer de solides arguments, a le mérite d'expliquer bien des choses; l'alleu qui appartient à l'abbaye de Payerne et sur lequel une partie de la ville fut construite, provenait vraisemblablement des nobles de Glâne ou de Villars. Ces derniers étaient eux-mêmes les vassaux des

Zähringen; il n'est pas impossible que ceux-ci aient pris, au sujet de la construction, des arrangements avec les possesseurs de ces fiefs.

La construction de Fribourg a été également déterminée par des raisons topographiques (chapitre IV); le passage et les quelques constructions de l'Auge étaient dominés par un éperon rocheux enserré par la Sarine et séparé de la terrasse supérieure par un fossé profond, creusé par les eaux, du Grabensaal à la Grand Fontaine, puis comblé de mains d'hommes au XVe siècle; c'est sur cet éperon que Berthold IV bâtit sa nouvelle ville; au point culminant il plaça le château, la Burg; l'étendue libre fut morcelée, selon la charte de franchise de Fribourg en Brisgau, en 45 ou 50 « chesaux », sur lesquels s'élevèrent une cinquantaine de maisons nécessaires à l'établissement d'autant de familles; l'augmentation de la population obligea bientôt à resserrer les « chesaux » sur le pourtour et à établir au centre deux rangées de maisons sans jardins. M. de Zurich étudie la naissance et le développement de ce centre urbain; il détermine les divers édifices, la distribution des corps de métiers, la constitution des rues au XIVE siècle; dès le XIIIe siècle la ville débordé de l'autre côté du fossé; les quartiers des Hôpitaux, de la Neuveville se forment, celui de l'Auge s'agrandit; les maisons grimpent les terrasses supérieures, aux XIVE et XVe siècles, jusqu'aux Places et aux murailles dont nous pouvons encore relever les vestiges à la Tour Henri et à la porte de Morat.

La description de M. de Zurich permet de reconnaître dans cet emplacement naturel du Bourg une sorte de refuge ou d'« erdburg » du type dit de l'éperon barré, analogue au *castrum* préhistorique sur lequel s'est élevé l'*oppidum* gaulois de Genève¹. Les trouvailles préhistoriques qu'énumère (p. 93, n. 2) M. de Zurich ne suffisent pas à établir une utilisation de l'éperon de Fribourg à l'époque gauloise. Un travail du Père Nicolas Raedlé sur les établissements romains ou celtiques de cette localité semble perdu (p. 25, n. 1); d'autre part on ne sait pas grand chose d'une voie romaine qui aurait conduit à l'ancien gué ou pont (cf. p. 66). L'archéologie fournira-t-elle encore quelques lumières sur les origines préhistoriques de la ville créée en 1157? Le fossé transversal ne serait-il pas un ouvrage défensif amélioré ou agrandi par le travail des hommes? N'a-t-on jamais trouvé trace d'une voie de communication romaine ou préromaine sur l'une ou l'autre rive de la Sarine? Telles sont les questions qui demeurent encore en suspens, ou plutôt que les constatations minutieuses et toujours solides de M. de Zurich laissent encore sans réponse. Souhaitons que l'observation systématique des faits révélés par les fouilles du sous-sol fribourgeois vienne compléter sa vaste enquête auprès des documents écrits.

¹ Voir sur cette question Louis Blondel, *L'oppidum de Genève*, *Bulletin de la Société d'Histoire et d'Archéologie de Genève*, t. IV (1920), p. 341—361.

La deuxième partie du volume est consacrée à la description du quartier du Bourg aux XVe et XVIe siècles; les changements intervenus dans le quartier du XVIe au XXe siècle sont en fait peu importants; il n'en fut pas de même au XVe. Pour décrire ces changements, M. de Zurich compare la chronique de Rudella, qui est de la seconde moitié du XVIe siècle, les perspectives de Sickinger et de Martini, 1582 et 1606, aux documents, en nombre considérable, qu'il a recueillis sur les maisons et les rues du Bourg; les tracés et les noms des rues, les marchés, les constructions sont reconstitués par ses soins, de même que l'emplacement du château, celui de la tour et de la porte du Bourg, démolie de 1463 à 1466; au même moment le fossé est comblé et les places de Saint Georges, de Notre Dame, de devant l'Hôpital sont formées; dès 1518 commence la construction de la rue Neuve qui est devenue celle du Pont Muré ou du Tilleul; en 1470 on pave la place du Petit Paradis; le Tilleul est mentionné dès 1482.

Contrairement aux dires du chroniqueur Rudella, M. de Zurich prouve, par un texte de 1400, qu'une muraille défendait les abords du Bourg vers l'ouest et que, devenue inutile dès cette époque, elle ne tarda pas à être démolie; sur l'origine de l'église Notre Dame il ne peut nous fournir d'autres renseignements que ceux que donne son architecture, qui est du XIIe—XIIIe siècle; il la croit cependant postérieure à la fondation de la ville.

Ayant aussi étudié toutes les opérations de voirie et d'édilité du vieux Fribourg, M. de Zurich dans un dernier chapitre groupe en données statistiques les observations qu'il a recueillies au cours de sa reconstitution de 249 bâtiments; il relève successivement, de 1448 à 1924, la diminution du nombre des maisons, leur agrandissement en largeur, le progrès des matériaux de construction, l'extension des services publics.

Le recensement de 1448, déjà publié par M. Buomberger le conduit à l'étude de la population du quartier primitif; les chiffres sont ceux d'une époque de guerre qui amène dans la ville au moins 508 réfugiés de la campagne; la population stable du Bourg n'est donc que de 796 et les tableaux de M. Buomberger doivent de ce fait subir une révision générale; grâce à la taxe de 1445, M. de Zurich peut répartir 171 chefs de familles par rues et par métiers; au XIVe siècle ces familles sont autochtones en majeure partie; au XVe, les étrangers augmentent, mais l'immigration se ralentit au XVIe siècle sans doute comme conséquence de la décadence économique. En résumé ce quartier du Bourg, où les familles nobles ne tardent pas à apparaître en nombre, constitue du XIVe au XVIe siècle le centre des affaires, le marché, le lieu de domicile des gens riches et importants.

Les pièces justificatives nécessaires à la discussion sont groupés en annexes à la fin du volume, en particulier les extraits inédits de la chronique de Rudella; une table des noms propres, surtout un excellent

plan avec l'indication de toutes les maisons du Bourg, anciennes ou modernes, achèvent de faciliter la consultation et l'usage de l'ouvrage.

Oeuvre d'analyse et de pénétrante critique, répertoire de faits précis, le livre de M. Pierre de Zurich n'exclut aucune idée générale; au contraire, il s'efforce continuellement de dégager des menus détails un enseignement de plus large portée; son auteur n'a négligé aucune source, aucune méthode d'exacte information; c'est donc sur des matériaux solides et durables qu'il a reconstruit sa cité. Tous ceux qui chercheront par l'exemple de Fribourg à reconnaître les lois selon lesquelles les villes naissent et se développent, seront reconnaissants à M. de Zurich de leur avoir si remarquablement ouvert le vaste champ de ses connaissances.

Genève.

Paul E. Martin.

JAKOB WINTELER. *Die Grafschaft Werdenberg und Herrschaft Wartau unter Glarus*. Zürcher Dissertation. Glarus 1923. Selbstverlag des Verfassers. 194 S.

Winteler will nicht, wie der Titel vermuten lassen könnte, eine vollständige Darstellung der politischen Geschichte des einstigen Glarner Untertanenländchens bieten, sondern eine Ergänzung zu den bisherigen lückenhaften und wenig kritischen Arbeiten, die sich mit Werdenbergs Geschicken beschäftigt haben und unter denen als umfassendstes Werk die Chronik des Niklaus Senn hervorzuheben ist. Seine Absicht, « ein möglichst vollständiges und zuverlässiges Bild des allgemeinen politischen, verfassungsmäßigen und wirtschaftlichen Zustandes der Grafschaft Werdenberg und Herrschaft Wartau zu geben », schränkt Winteler demnach alsbald in Bezug auf den ersten Punkt erheblich ein. Daraus folgt, daß gerade die politisch bewegtesten Jahre, der Landhandel von 1721/22 und der Abfall von Glarus 1798, nicht in den Kreis der Darstellung einbezogen, sondern nur gelegentlich gestreift werden, während dann andererseits doch die äußern Schicksale des Ländchens von 1484 an, insbesondere der Aufstand von 1525, eine eingehendere Darstellung gefunden haben. So ergibt sich eine gewisse Ungleichheit in der Behandlung des Stoffes. Die Arbeit Wintelers darf also nicht als eine abschließende, zusammenfassende Geschichte Werdenbergs gewertet werden, sie bietet für eine solche vielmehr nur eine allerdings ganz erhebliche Menge wertvoller Bausteine. Nach Inhalt und territorialer Abgrenzung erweist sie sich als Parallele zu der im Zürcher Taschenbuch von 1923 erschienenen Abhandlung von Dr. Hans Kreis: « Die Freiherrschaft Sax-Forstegg als zürcherische Landvogtei ». In gleicher Weise wie diese beschreibt sie Herrschaftsgebiet und Herrschaftsrechte und zieht Verfassung, Verwaltungs- und Gerichtswesen, wirtschaftliche Lage, Kirchen- und Schulverhältnisse in den Kreis der Untersuchung. Dabei stützt sie sich, außer auf die gedruckten Quellen, auf Urkunden und Aktenmaterial aus den Archiven von Glarus, St. Gallen, Zürich und Luzern, denen eine Menge interessanten Materials enthoben

worden ist. Dieses ist im ganzen übersichtlich und klar geordnet; immerhin zeigt sich da und dort eine Doppelspurigkeit, indem z. B. die Befugnisse des Landvogts im Kapitel über die Landesbeamten und dann wieder beim Gerichtswesen zur Sprache kommen. Hierher zählt auch, daß sich ein Abschnitt über Fürsorgewesen in dem die wirtschaftlichen Verhältnisse beschlagenden Kapitel findet und dann später noch einmal ein Abschnitt « Sozialpolitik » erscheint, was sich doch leicht hätte vereinigen lassen. Abgesehen von solch kleinern Mängeln in der Stoffgestaltung bietet die Arbeit jedoch einen sehr wertvollen Einblick in die wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse eines scharf abgegrenzten Gebietes während der drei Jahrhunderte von der Reformation bis zum Untergang der alten Eidgenossenschaft. Da und dort scheint der Verfasser eine gelinde Ehrenrettung der von den Werdenbergern offensichtlich gehaßten und gefürchteten glarnerischen Herrschaft konstruieren zu wollen. Wir zweifeln, daß ihm das vollgültig gelungen sei. Wenn Kreis in seiner Abhandlung über Sax am Schlusse betont, « daß die Regierungsweise der Städte in der alten Eidgenossenschaft gerecht und vorteilhaft abstach von derjenigen der Länderorte und ihrer Amtsleute », so wird Winteler's Arbeit davon nicht viel wegnehmen können.

Wir greifen einige wenige Punkte heraus. Winteler sucht das bisher verbreitete harte Urteil über den letzten Landvogt Heinrich Freitag zu entkräften oder doch zu mildern, indem er ein Schreiben dieses Vogtes an den Rat von Glarus anführt, worin er die Interessen der Werdenberger bezüglich der Salzversorgung in Schutz nimmt und um Entgegenkommen für sie bittet. Wenn Freitag 1793 heimberichtet: « Ich kann beobachtend melden, daß außer diesem im allgemeinen gar keine Klagen gegen die Regierung bestehen, sondern eine bei diesen kriegerischen Zeiten anderswo seltene Getreue und Gehorsam und Anhänglichkeit an dieselbe durchaus spüre, dafür sie um so mehr gnädig betrachtet zu werden verdienten », so ist dies doch weniger als ein Beweis für seine gute Regierung einzuschätzen, vielmehr als eine aus gänzlicher Verkennung der wahren Volksstimmung entspringende Selbstbeschönigung seiner Verwaltungstätigkeit, die übrigens im Verlauf der folgenden fünf Jahre nicht besser geworden sein wird. Ohne hinlänglichen Grund hätte sich denn doch kaum der Groll der Werdenberger so sehr vor allem auf diesen Mann, der geradezu und gewiß nicht umsonst an seinem Amte klebte, konzentriert. Die Art, wie die Werdenberger den Freitag unter dem unmittelbaren Eindruck seiner Regierungsweise beurteilten und aus dem Lande jagten, hat sicher mindestens so viel Gewicht für seine Einschätzung, wie die Feststellung, daß er in einem einzelnen Fall in seinen ersten Regierungsjahren die Interessen des Ländchens zu wahren suchte.

Die bisher geltende Anschauung, daß Glarus seinen Untertanen geradezu drückende Lasten auferlegt habe, sucht Winteler einigermaßen abzuschwächen, indem er auf Grund gewisser Berechnungen zu dem Schlusse

gelangt, daß die Regierung zwar keine ungeheuerlichen, aber doch nicht zu verachtende Einnahmen aus Werdenberg gezogen habe. Hier mag auf folgendes hingewiesen werden: Alle Herren, die unmittelbar vor Glarus der Reihe nach Werdenberg besessen hatten, so der Graf von Masox, die Stadt Luzern, die Herren von Hewen, hatten von ihren Einnahmen daraus durchaus nicht bestehen können und hatten es darum möglichst rasch wieder veräußert; Glarus aber wußte gleich von der Erwerbung an, neben dem vögtlichen Einkommen, noch einen hübschen Nutzen aus dem Ländchen zu ziehen. Das war sicher nur dadurch möglich, daß es eben die Zügel straffer anzog, als seine Vorgänger. Es ist wohl auch kaum bloß aus dem allgemeinen Streben der Bauern jener Zeit nach mehr Freiheit zu erklären, wenn die Werdenberger schon 1525 einen Aufstand gegen ihre neuen Herren wagten und von diesen Vorweisung ihrer Rechtstitel für ihre Ansprüche verlangten. Gerade dieses Verlangen weist darauf hin, daß Glarus mehr beanspruchte, als Werdenberg für recht hielt und bisher zu entrichten gewohnt war. Und wenn Glarus jenes begreifliche Begehren schroff abwies, so läßt auch dies wieder den Schluß zu, daß es seine Ansprüche nicht auf unbezweifelte und klar aufgezeichnete Rechte stützen konnte.

Aus den von Winteler vorgebrachten Zahlen ergibt sich jedenfalls, daß das, was das Ländchen an die Herrschaft leisten mußte, wirklich eine recht schwere Last für die 4000 Seelen zählende Bevölkerung war. Ganz abgesehen von Gemeindesteuern und andern Auflagen hatte sie jährlich für das Einkommen des Vogtes zu sorgen und noch eine erkleckliche Summe an die Glarner Landeskasse abzuliefern, der anfänglich 800—1000 Gulden, gegen Ende des 18. Jahrhunderts allerdings bloß noch 550 Gulden zufließen. Das Jahreseinkommen des Vogtes belief sich nach Wintelers Berechnung (mancherlei Nebeneinnahmen zweifelhafter Art nicht inbegriffen) auf etwa 3130 Gulden, auf unsere Verhältnisse übertragen eine enorme Summe, nach der damaligen Kaufkraft des Guldens berechnet gewiß nicht weniger als etwa 30,000 Fr. heutiger Währung. Wohl bestand ein kleiner Teil der Vogtseinnahmen aus Naturaleinkommen von zum Schloß gehörenden Gütern und in der freien Wohnung, aber die Last dieser fürstlichen Besoldung stand doch in keinem Verhältnis zu den paar Dörfern. So ist es auch begreiflich, daß das Amt eines Landvogts sehr gesucht war, anderseits aber auch, daß die Untertanen diesen von vornherein als Ausbeuter betrachteten. Es tat wenig zur Sache, daß die festen Einkünfte des Vogtes nicht auf bloßer Willkür des Beamten beruhten, sondern durch das vom Rat in Glarus genehmigte Budget festgelegt waren. Das ganze System, noch verschärft durch die Habgier einzelner Landvögte, war schuld an den Mißständen. Mit Recht macht allerdings Winteler aufmerksam darauf, wie die Abgaben trotz allmählich einsetzender Geldentwertung durch Jahrhunderte hindurch auf gleicher Höhe blieben, sodaß sich mit der Zeit — den Werdenbergern selbst unbewußt — eine gewisse

Entlastung ergeben mußte. Nur kann jene Geldentwertung nicht sehr erheblich gewesen sein; zeigt doch gerade die vom Verfasser angeführte Einnahmen- und Ausgabenrechnung von 1684—1795, daß bestimmte Posten, wie Löhne, Entschädigung für Wein, Brot u. s. w. ein ganzes Jahrhundert hindurch konstant geblieben sind. Ohne weiteres darf Winteler zugegeben werden, daß aus den Schattenseiten des glarnerischen Regiments auch einige lichtere Punkte sich abheben. Zu bedauern ist, daß er dem sprachlichen Ausdruck seiner Dissertation nicht mehr Sorgfalt hat angedeihen lassen; Schritt auf Schritt stolpert man über sprachlich-stilistische Unkorrektheiten. Elisabeth Marti, heute des Autors Gattin, hat wohl ihres Mannes Sprachsünden gut zu machen gesucht durch die hübschen Zeichnungen von Schloß Werdenberg und der Ruine Wartau, die sie zu der Abhandlung beigesteuert hat.

Glarus.

Dr. Adolf Nabholz.

Acta Concilii Constanciensis. II. Band: Konzilstagebücher, Sermones, Reform- und Verfassungsakten. Herausgegeben in Verbindung mit Johannes Hollnsteiner von Heinrich Finke. 770 Seiten. Münster i. W. 1923, Regensbergsche Buchhandlung.

Dem ersten, im Jahre 1896 erschienenen Band der «Acta Concilii Constanciensis», der Dokumente zur Vorgeschichte der Kirchenversammlung enthielt, ist nun nach beinahe dreißigjähriger Pause ein zweiter, umfangreicherer Band gefolgt. Der Herausgeber hat damit erst eigentlich das Versprechen eingelöst, das er in seiner Jugendschrift «Forschungen und Quellen zur Geschichte des Konstanzer Konzils» (1889) gegeben hatte. Wenn er damals auf das so überaus aufschlußreiche Tagebuch des Kardinals Fillastre hingewiesen und umfangreiche Bruchstücke daraus mitgeteilt hatte, so hat er nun erst die «Gesta Concilii Constantiensis» des französischen Prälaten annähernd vollständig (d. h. mit Weglassung der bereits in den großen Konzilssammlungen gedruckten Dokumente) zum Abdruck gebracht. Eine der wichtigsten Quellen zur Geschichte des Konzils ist damit zugänglich gemacht worden; keine andere Schrift unterrichtet uns so gut (wenn auch nicht immer unparteiisch) über all das, was in den offiziellen Protokollen nicht steht und nicht stehen konnte.

Weniger Interesse bieten die beiden folgenden protokollarischen Aufzeichnungen, der «Liber Gestorum» des italienischen Kurialen und Bureaukraten Cerretanus und die dürftigen «Acta Concilii» des französischen Geistlichen G. de la Tour. Im folgenden gibt Finke eine Auswahl und vielfach auch nur Regesten aus Predigten, die am Konzil gehalten wurden, und schließlich Auszüge aus den Traktaten zur Reform und Verfassung, die uns vor allem erlauben, den Werdegang der einzelnen Reformanträge bis zum abschließenden Generalreformdekret genauer als bisher zu verfolgen. Die Aufstellungen Hüblers («Die Constanzer Reformation», 1867) sind dadurch überholt worden.

Eingehender kann auf diesen Gegenstand erst eingegangen werden, wenn einmal der dritte Band der «Acta» vorliegt. Denn für diesen sind nicht nur die Einleitung und die Register zurückbehalten worden, sondern auch die vor dem Konzil entstandenen großen Reformtraktate sollen erst dort behandelt werden. So mag denn hier nur gesagt werden, daß die Ausgabe durchweg den Eindruck der Zuverlässigkeit macht und die Auswahl aus dem handschriftlichen Material sinngemäß getroffen erscheint. Lästig ist nur, daß im Text nicht durch Marginalien oder kursiv gedruckte Zusätze die Daten aufgelöst und die Jahreszahlen beigesetzt sind. Es hätte dies um so eher geschehen sollen, da auch im übrigen weder durch Überschriften noch durch Spationieren etc. der Text der Tagebücher übersichtlicher gestaltet worden ist.

Basel.

E. Fueter.

EDGAR BONJOUR. *Die Bauernbewegungen des Jahres 1525 im Staate Bern.* Bern 1923. Paul Haupt. 100 S.

Diese, dem Andenken an Gustav Tobler gewidmete Arbeit reiht sich den Dissertationen von Paul Burckhardt: Die Politik der Stadt Basel im Bauernkrieg des Jahres 1525 (Basel 1896) und von Hans Nabholz: Die Bauernbewegung in der Ostschweiz 1524—1525 (Bülach 1898). auf die sie mehrmals Bezug nimmt, würdig an. Der Verfasser hat mit vollen Händen aus den urkundlichen Materialien des Berner Staatsarchivs geschöpft und die reichhaltige gedruckte Literatur nicht vernachlässigt. Nach einem Überblick über die Bauernunruhen im bernischen Staatsleben während des 15. Jahrhunderts und bis zur Reformation behandelt er in fünf Kapiteln «Die politischen, sozialen, wirtschaftlichen und kirchlichen Zustände im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts», «Die Vorgeschichte der Erhebung», «Die Erhebung», «Die Eingaben der Bauern und ihre Behandlung durch die Regierung», «Das Erlöschen der Bewegung». Er kommt zu dem Schluß, daß vor allem politische Unzufriedenheit, soziale Verhältnisse, wirtschaftliche Notstände die Unruhen der Berner Bauern im Jahre 1525 veranlaßten, daß dagegen, anders wie in Deutschland, das religiöse Element in ihnen so gut wie gar keine Rolle spielte. Dies geht klärlich aus den von ihm ausgezogenen «Artikeln», den Eingaben der Berner Bauern, hervor, die sich durch das Fehlen des religiösen Einschlags wesentlich von den 12 Artikeln, dem allgemeinen Manifest der deutschen Bauernschaft, unterscheiden. Sehr interessant für die Beleuchtung der Gemütsverfassung der bernischen Bauern ist das S. 49, 50 in neuhochdeutscher Übertragung wiedergegebene Protokoll einer Ratsversammlung vom 6. Juli 1525. Helles Licht fällt auch auf das geschickte Verhalten der Berner Regierung, die schon durch ihr Reformationsmandat vom 7. April 1525 allen größeren Neuerungen ausgewichen war, gegenüber dem drohenden Sturm. «Der Rat hielt seine Unterthanen mit Versprechungen solange hin, bis die Bewegung ringsum erloschen war»,

Beachtenswert ist S. 55 der Hinweis auf einen Unterschied zwischen der Darstellung Anshelms und den Akten. Anfechtbar erscheint die Behauptung S. 46, daß «vom Elsaß aus» der Bundschuh seinen Weg 1525 durch halb Deutschland genommen habe. Will man dafür einen geographischen Ursprung feststellen, so kämen die südlichen Ausläufer des Schwarzwaldes und Oberschwaben in Betracht.

Zürich.

Alfred Stern.

Correspondance de Bonaventura Vulcanius pendant son séjour à Cologne, Genève et Bâle (1573—1577). Publiée et annotée par H. DE VRIES DE HEEKELINGEN. La Haye 1923. Martinus Nijhoff. XV — 562 S.

Der Holländer de Vries hat sich die Aufgabe gestellt, den Beziehungen zwischen dem calvinistischen Genf und den Niederlanden vor der Synode zu Dordrecht nachzugehen, und zu diesem Zwecke u. a. den ersten Band eines groß angelegten Werkes: *Genève, pépinière du calvinisme hollandais* veröffentlicht (Freiburg i. Schw. 1918), der die in Genf zur Zeit Bezas studierenden Niederländer behandelte. Bei den Vorbereitungen des zweiten Bandes stieß er auf die Persönlichkeit des Bonaventura Vulcanius, erkannte, daß dieser durchaus nicht von Genf inspiriert sei, anderseits seine umfangreiche Korrespondenz eine Veröffentlichung lohne, und entschloß sich daher zu derselben in vorliegendem Werke. Wir erhalten also gleichsam ein Hors d'oeuvre. Dasselbe ist aber sehr zu begrüßen, da die Korrespondenz des Vulcanius ein äußerst lehrreiches Bild von der Geisteslage am Ausgang des 16. Jahrhunderts entrollt. In erster Linie in der Schweiz, d. h. in Zürich, Basel, Genf, in zweiter Linie in Spanien, Frankreich, Deutschland. Man muß «Geisteslage» sagen, nicht «politische Lage»; die politischen Verhältnisse, speziell die Hugenottenkriege, werden nur gelegentlich gestreift und es fallen einige interessante Lichter auf die Befürchtungen, die man in Genf vor einer spanischen oder französischen Invasion hegte. Im übrigen ist die Einstellung der Korrespondenten durchaus geistesgeschichtlich, man muß sogar noch einschränken: bibliographisch. Denn Vulcanius, der in dem ersten mitgeteilten Briefe die Theologie und Jurisprudenz, auch die Philologie ablehnt, statt dessen die Medizin empfiehlt, ist doch ganz Philologe, d. h. Editor von Klassikerausgaben, unter denen Cyrill sein Liebling wird, geworden. Er ist Humanist, Hellenist, aber Epigone der zweiten Generation. Geistvolle Kausereien, wie sie die Erasmus-Korrespondenz bietet, finden sich nicht, man haftet an den Äußerlichkeiten der Editionen, zankt sich mit den Verlegern herum, unter denen der Genfer Heinrich Stephanus als knauseriger Geizkragen sehr schlecht abschneidet, sorgt für den Büchertransport, speziell nach Spanien, u. dgl. De Vries hat sich die Mühe nicht verdrießen lassen, die in den Briefen genannten zahlreichen Werke bibliographisch zu eruieren und in den Anmerkungen mitzuteilen, sodaß die Gelehrten-geschichte an seiner Arbeit nicht vorbeigehen darf. Wer über am Ausgang des 16. Jahrhunderts er-

schienene Bücher Auskunft sucht, wird selten vergeblich hier nachschlagen, sich dabei der guten Register dankbarst bedienend. Es sei erwähnt, daß z. B. die Übersetzung von J. Simlers: de Helvetiorum republica ins Französische nicht, wie man bisher annahm, von Innocent Gentillet, vielmehr von Simon Goulart stammend erwiesen wird (S. 323).

Natürlich steckt in diesen Briefen auch reiches biographisches Material. Vulcanius, von Haus aus Belgier aus Brügge, der Professor in Köln war, die rheinische Hochschule aber wegen eines Raufhandels verlassen mußte, dann in Genf die Heimat suchte, aber nicht fand (die «Luft» behagte ihm nicht, d. h. die Strenge des Consistoire), um schließlich in Basel, das er in den Himmel erhebt, Ruhe zu finden, hat natürlich allerlei Menschen kennen gelernt, zumal er immer wieder die Seßhaftigkeit durch zahlreiche Reisen unterbrach. Es seien genannt Thomas Rehdiger, dessen Nachlaß heute wertvollster Bestandteil der Breslauer Stadtbibliothek ist, Joachim Camerarius, Nikodemus Frischlin, die Drucker Plantin in Antwerpen, Bocangelino in Toledo, Johann Fichard, Erastus, Johann Major, dann die Schweizer Rudolf Gwalther, mit dem Vulcanius äußerst intim stand, Jos. Simler, Josua Finsler oder der alte Thomas Platter. Die Reformationshistoriker seien nachdrücklichst auf das hier vorliegende biographische Material aufmerksam gemacht.

Kulturhistorisch läuft auch allerlei Interessantes, bisweilen auch Amüßantes mit unter. Der Kampf der medizinischen Richtungen der Hippokratiker und Alchemisten (Paracelsisten) wird vorgeführt, ausführlich (S. 82) eine ägyptische Mumie beschrieben, wir hören vom Vertrieb der Dürerschen Passion (S. 56) oder einer kolorierten Ausgabe von Amor und Psyche (S. 85), und ein höchst kennzeichnendes, aber auch höchst betrübliches Bild entrollt die Aufregung, die der von Frobenius in Basel unternommene Druck des Talmud hervorrief. Kleinlichster Antisemitismus und konfessionelle Verbohrtheit tritt zutage, nur Beza macht eine rühmliche Ausnahme und gewinnt die Höhe wissenschaftlicher Abschätzung.

Die Edition durch de Vries ist gut. Druckfehler sind selten: S. 21, Z. 10 v. u. lies unguem, S. 45, Z. 3 v. o. lies Animadversiones, S. 51, Z. 12 lies instituto, S. 122, Z. 4 v. u. lies demum, S. 123, Z. 8 lies pars, Z. 5 v. u. setze hinter tantisper ein Komma, S. 126, Z. 2 v. u. lies acute, S. 134, Z. 7 lies *μοῖρα*, S. 138, Z. 2 lies *nimias*, Z. 13 *φιλαντία*, S. 142, Z. 2 v. u. lies Joanni, S. 295, Z. 3 lies debeam, S. 325, Z. 10 lies mittere. Das wiederholt begegnende, von de Vries für «nicht identifizierbar» erklärte «ne Gry quidem» (vgl. S. 204, 222, 229, 237) kennt auch die Zwingli-Korrespondenz, es bedeutet: auch nicht das Geringste (vom griechischen *γρὸν* = Laut, Mucks). S. 240, Anm. 3 ist der Tod des jungen Gwalther irrig auf 1575 statt 1577 angesetzt. Ungeschickt ist die Gruppierung: Briefe von Vulcanius, Briefe an Vulcanius, Zusammengehöriges wird auf diese Weise getrennt, chronologische Anordnung sämtlicher Briefe war das Gebotene.

Zürich.

W. Köhler.

RICHARD KOERPERICH. *Les lois sur la main morte dans les Pays-Bas catholiques. Etude sur l'édit du 15 septembre 1753, ses précédents et son exécution.* Louvain 1922, P. Smeeters. 287 S.

Die Beschränkungen des Gütererwerbs der kirchlichen Verbandspersonen, der toten Hand, reichen weit ins Mittelalter zurück. Wenn wir absehen von den lehn- und leiherechtlichen Schranken, die vielfach für jede Veräußerung des Lehn- oder Leihegutes gelten, finden wir derartige Beschränkungen zuerst in den Städten. Sie haben ihren Grund darin, daß die Grundstücke durch die Veräußerung an die Kirche der städtischen Obrigkeit, insbesondere der städtischen Kriegsdienst- und Steuerpflicht, entzogen werden. Seit dem 15. Jahrhundert begegnen die ersten staatlichen Gesetze gegen die tote Hand. Die Gültigkeit des Erwerbs wird abhängig gemacht von einer Amortisierung (amortissement), d. h. einer Genehmigung des Landesherrn, die durch eine Gebühr erkaufte werden muß. Als Motiv dieser Gesetze erscheint jetzt, da die kirchliche Steuerfreiheit vielfach nicht mehr anerkannt wird, vor allem die Unveräußerlichkeit des Kirchengutes. In der Folgezeit sind gerade die katholischen Staaten gegen die Güteranhäufung in der toten Hand scharf vorgegangen. Im 18. Jahrhundert machen sich in den Amortisationsgesetzen die Gedanken des Naturrechts und der Aufklärung bemerkbar. Der Staat widerstrebt nicht nur der Festlegung von Gütern in kirchlichem Besitz, sondern auch der Vermehrung der kirchlichen Körperschaften und Anstalten und der Zahl der Kleriker, die dem Staate eine Menge nützlicher Untertanen entziehen. Auch die schlechte Verwaltung des Kirchengutes wird hervorgehoben. Ferner macht sich jetzt die Auffassung geltend, daß alle Verbandspersonen, also auch die Kirche, der staatlichen Vormundschaft unterworfen seien. Bisweilen zeigen die Gesetze jener Zeit eine geradezu kirchenfeindliche Tendenz.

Über die Geschichte der Amortisationsgesetzgebung in den einzelnen Ländern besitzen wir schon eine ganze Reihe von Untersuchungen (vgl. Holder im Arch. für kathol. Kirchenrecht 84, 22 ff.). Die fleißige und gründliche Studie von Koerperich behandelt die Entwicklung in Belgien, wo der Umfang des kirchlichen Besitzes besonders groß war. Nachdem schon die burgundischen Herzöge, Karl V. und Philipp II. Gesetze für einzelne Provinzen erlassen hatten, ergeht als erstes allgemeines Gesetz das Edikt Maria Theresias von 1753. Auf dieses Gesetz hatte Friedberg bereits 1872 hingewiesen, Holder hatte dann im Jahre 1904 seine Stellung in der Geschichte der Amortisationsgesetzgebung gekennzeichnet: es ist neben dem französischen Edikt von 1749 das schärfste Gesetz jener Zeit. Es zeigt sich auch hier, daß die staatskirchenrechtliche Auffassung, die man als Josephinismus bezeichnet, schon unter Maria Theresia ihren Ursprung nimmt.

Koerperich gibt eine ausführliche Darstellung der einzelnen Bestimmungen des Gesetzes und ihrer Vorgeschichte, schildert dann die Aufnahme, die das Gesetz fand, und seine Anwendung in der Praxis. Auf-

fallenderweise läßt er die schon von Holder aufgeworfene Frage nach der Abhängigkeit des belgischen Edikts von dem erwähnten französischen Gesetz ganz unbeantwortet: er erwähnt nur ein französisches Edikt von 1748 für die eroberten belgischen Gebiete, das bald wieder außer Kraft trat.

Es wäre zu wünschen, daß wir auch für die Schweiz eine Geschichte der Amortisationsgesetzgebung erhielten. Bis jetzt sind dafür nur spärliche Vorarbeiten vorhanden.

Münster i. Westf.

Rudolf His.

TONY BOREL. *L'abbé de Watteville conseiller au parlement de Dole et sa mission en Suisse*. Bâle 1923, édition Frobenius. Un vol. in 8°, 467 p. illustr.

M. Tony Borel a voulu, dans son livre qu'il appelle un « essai », « montrer comment et par suite de quelles fautes un peuple libre et fier peut perdre son indépendance ». Les événements auxquels il fait assister son lecteur se sont déroulés en 1667, à la veille de l'invasion de la Franche-Comté par Louis XIV. La mort de Philippe IV d'Espagne, le 17 septembre 1665, fut l'occasion attendue par le roi de France pour élever des prétentions sur une partie des domaines de son beau-père, sur la Franche-Comté notamment. Dans ce pays très dévoué à la cause espagnole, on s'émut des projets de Louis XIV. Les Etats généraux et le parlement de Dole, après de longs retards causés par l'opposition de ce dernier, consentirent à envoyer une députation auprès du Corps helvétique afin d'en obtenir soit un secours tangible, soit son intercession en faveur de la neutralité de leur pays. Le député sur lequel ils portèrent leur choix fut Jean de Watteville, issu d'une vieille famille bernoise dont une branche s'était établie au milieu du XVIIe siècle en Franche-Comté. Watteville était depuis quelques années abbé de Baume-les-Moines, haut-doyen du chapitre de Besançon et maître des requêtes au parlement de Dole, mais sa vie passée, à ce que l'on raconte, tenait plus du roman de cape et d'épée que de la carrière d'un ecclésiastique.

La partie diplomatique jouée en Suisse en 1667 fut serrée. D'une part, la France, par son représentant Mouslier, voulait à tout prix empêcher les Confédérés de s'intéresser au sort de la Franche-Comté, comme ils en avaient le droit et même le devoir, en vertu de l'alliance héréditaire de 1511. D'autre part, Watteville avait pour mission d'obtenir des cantons qu'ils prissent nettement position en faveur de son pays, soit par le rétablissement de la neutralité de celui-ci, soit par la conclusion d'une alliance défensive. Il parut, au début, avoir l'avantage sur Mouslier; il avait trouvé de l'écho à Berne et à Fribourg surtout, mais les cantons catholiques, craignant de perdre le bénéfice des pensions accordées par la France et aussi de rompre avec cette puissance, tergiversaient. En outre, Watteville ne rencontrait pas chez ses mandants un appui efficace; il ne parvenait pas à obtenir d'eux les crédits nécessaires pour lever les dernières

hésitations des cantons. Dans les premiers mois de 1668, l'invasion de la Franche-Comté par une armée française était un fait accompli devant lequel les Confédérés n'avaient plus qu'à s'incliner.

Le livre de M. Borel est bien gros et bien touffu. Le lecteur ne manquera pas de trouver qu'il n'était pas nécessaire, à propos de la mission de Watteville, qui devrait être la « figure centrale du récit », de remonter aux origines de la Franche-Comté, de faire l'historique des relations échangées entre elle et la Suisse, de montrer ces deux pays réunis sous la domination romaine dans la *Maxima Sequanorum*, puis sous les Burgondes « au crâne vaste et fort », et enfin sous les rois de Bourgogne. C'est un peu l'histoire de la Franche-Comté, vue sous un angle spécial, que nous raconte M. Borel. Il dépasse les événements de 1668, et même l'annexion de 1678, pour conduire son lecteur au seuil du XIXe siècle.

M. Borel a beaucoup lu sur la Franche-Comté et sur la Suisse du XVIIe siècle, et il n'a pu résister à la tentation d'insérer dans son livre bien des faits qui se rattachent de près, ou même de loin, à son sujet. Son récit eût gagné à être débarrassé de ces hors d'oeuvre. Dans son désir de ne rien omettre, il a accueilli trop bénévolement des assertions qu'une critique un peu sévère lui eût fait écarter d'emblée. Ainsi, pour ne citer que deux exemples, pourquoi raconter à p. 18 — après les travaux de Jean Grellet sur la généalogie de la maison de Neuchâtel, et partant des comtes d'Aarberg qui s'y rattachent — que les comtes d'Aarberg, les barons de Reichenau et les seigneurs de Watteville ont pour ancêtre commun Ethico, comte d'Altdorf en Souabe? Pourquoi répéter, après Boyve, que Rollin de Neuchâtel aurait échangé Baume-les-Nonnes en Bourgogne contre le Val-de-Travers en 1317. Cette assertion, qui n'est pas plus fondée que la précédente, ne repose sur aucune preuve.

Le travail de M. Borel est étayé de nombreux renvois aux sources, imprimées ou manuscrites. Il est regrettable que ceux-ci ne soient pas toujours clairs ni parfois exempts d'erreur. Vétille, dira-t-on, mais qu'il eut été facile d'éviter. Une erreur, qu'il peut être utile de relever ici, est la suivante: Note 51, p. 21. *L'Histoire généalogique des sires de Joux*, par le baron d'Estavayer a paru dans le t. III et non dans le t. VI des *Mémoires et documents inédits pour servir à l'histoire de la Franche-Comté, publiés par l'Académie de Besançon*.

LÉON MONTANDON.

DR. JOSEF BUHOLZER. *Die Säkularisationen katholischer Kirchengüter während des 18. und 19. Jahrhunderts, insbesondere in Frankreich, Deutschland, Österreich und der Schweiz*. Luzern 1921, Räder & Cie. VIII u. 147 S.

M. Buholzer a publié en 1917 déjà un travail intitulé «Die Aufhebung luzernischer Klöster im 19. Jahrhundert» qui avait un caractère essentiellement historique.

Dans son nouvel ouvrage il étudie les sécularisations des biens d'Eglise au point de vue de leurs conséquences juridiques et de leur influence sur la condition de l'Eglise catholique en France, en Allemagne, en Autriche et en Suisse et sur son organisation administrative.

C'est donc avant tout le côté juridique qui prédomine; il s'agit d'ailleurs d'une thèse de droit; au point de vue historique nous devons regretter que l'auteur ne se soit pas borné à la Suisse car, tandis que de nombreuses monographies existent déjà sur cette matière dans les pays étrangers, ce travail est encore en bonne partie à faire chez nous.

Le livre que nous avons sous les yeux nous prouve que son auteur a la préparation suffisante pour entreprendre une étude semblable et combler une lacune que les historiens doivent déplorer plus encore que les juristes.

Fribourg.

Prof. J. Piller.

Le Major Davel 1670—1723. Étude historique écrite à l'occasion du deuxième centenaire de la mort de Davel, Lausanne 1923, Librairies F. Rouge, G. Bridel et Payot. In 8°, VIII—278 pages.

Cet ouvrage, publié sur la demande et avec l'appui du Conseil d'Etat Vaudois, sous les auspices de la Société Vaudoise et d'Archéologie, se compose de six études, auxquelles sont jointes deux annexes: *Davel dans la littérature* par M. Marius Perrin et *L'iconographie de Davel* par M. Maurice Barbey. La Commission, nommée par cette Société, voulant faire oeuvre de caractère scientifique, s'adressa aux érudits les plus qualifiés: M. Charles Gilliard qui fut chargé de traiter *Berne et le pays de Vaud*, et *Les suites politiques de l'affaire*, M. Maxime Reymond, archiviste cantonal qui s'est occupé de *l'homme*, M. Henri Chastellain, sous-archiviste qui a raconté *L'Entreprise de Davel*, M. Marius Perrin, professeur, qui a étudié *Davel et la révolution vaudoise* et M. Eugène Mottaz auquel on a confié le chapitre de conclusion sur l'oeuvre de Davel. Chez tous les auteurs de cette oeuvre collective, un même désir se fait jour, celui de servir la science, tout en la mettant à la portée du grand public et cela, à défaut d'unité de forme, a donné de la cohésion à l'oeuvre. D'importantes recherches ont été entreprises dans diverses archives en Hollande, dans celles de Lausanne, de Lavaux, de Berne, de Turin et dans plusieurs collections particulières. Du neuf et de l'inédit furent trouvés et l'oeuvre y a pris un caractère documentaire dont la valeur est indéniable.

Les études de M. Gilliard *Berne et le Pays de Vaud* et *Les suites de l'affaire*, sont sans doute les plus remarquables du livre. La domination bernoise a laissé de trop cuisants souvenirs chez le peuple vaudois pour qu'il ait jamais été porté à rechercher s'il y eût quelque chose de bon dans ce gouvernement dont il souffrit. Ce bon qui exista, M. Gilliard s'efforce de le faire connaître. En vrai historien, uniquement soucieux de la vérité, il expose le caractère de la conquête et la manière sage dont Berne gouverna au début, avant de devenir une oligarchie étroite de fonction-

naires vénaux. Puis vint le conflit religieux, à propos du *Consensus*, puis la situation défavorable des officiers vaudois dans les armées étrangères qui toujours étaient sacrifiés aux officiers bernois. De là un mécontentement latent qui éclate chez Davel, blessé à la fois comme militaire et comme homme d'église, et expliquant l'acte de cet officier « appartenant à ce groupe d'âmes d'élite et qui, élevé dans un milieu d'une piété exaltée et tout impressionné par l'héroïsme cévenol », se crut appelé par Dieu à délivrer son peuple.

Cette étude très sobre est l'oeuvre d'un vrai historien qui s'efforce de raconter les choses telles qu'elles ont été réellement, sans colère et sans passion. On admirera aussi la clarté et la netteté du style qui est comme le reflet de la modération de l'auteur. Cette manière d'écrire l'histoire n'est pas très fréquente chez nous; aussi n'en est-elle que plus appréciée.

Le travail de M. Maxime Reymond sur *L'homme* est aussi une très bonne page d'histoire qui contient d'intéressants détails sur la généalogie de Davel, sur sa famille authentiquement vaudoise et « où les bourgeois et les paysans se coudoient », sur sa jeunesse, sur sa rencontre avec « la belle inconnue » qui ne fut pas sans effet sur son âme mystique. Beaucoup d'intéressants détails nous sont donnés sur les années de service de Davel à l'étranger et sur la participation du major à la campagne de Villmergen, d'où il rentra à Cully couvert de gloire, mais suspect à Berne.

L'étude de M. Henri Chastellain, *L'Entreprise de Davel* est la plus copieuse du livre et la plus riche en détails nouveaux sur la vie du temps, sur la condition du paysan vaudois, sur les procès d'alors, et sur les circonstances qui poussèrent le major à l'action. On y voit par des documents nouveaux combien Davel qui se croyait « un instrument d'élite sous la main de Dieu » fut peu compris de ses contemporains et combien le désir de liberté sur lequel il tablait existait peu chez ses compatriotes. On lira aussi avec profit les renseignements que M. Chastellain nous donne sur l'attitude de la Savoie et surtout de la France alors, d'après les copies des correspondances qui furent échangées par la Cour de France avec ses agents diplomatiques en Suisse.

Il valait la peine aussi de montrer l'attitude des héros de l'indépendance vaudoise à l'égard de l'acte de Davel. M. Marius Perrin nous apprend que même en 1798 cet acte ne fut pas apprécié à sa valeur et qu'en 1805, seulement F. C. de La Harpe s'en fit l'apologiste dans son *Histoire du Major Davel*. Et pourtant, même à ce moment, Davel semblait inspirer de la crainte, et c'est seulement vers 1825 que l'heure de gloire commença à sonner pour lui.

Dans une remarquable conclusion qui est le digne couronnement de cet ouvrage, M. Eugène Mottaz tente de résoudre ce qu'on peut appeler « le problème Davel » qui à ses yeux a un caractère à la fois religieux, social, politique et économique. « Ce que le major voulait, dit M. Mottaz,

c'était élever le niveau moral du pays et améliorer la situation du peuple en général, et surtout celui de la campagne». Pourtant Davel qui n'avait pas de programme de gouvernement n'avait rien préparé, ce qui vouait sa tentative à un échec certain.

A cet écrit quasi officiel du Gouvernement vaudois sont venues se joindre d'autres études, celle du pasteur Jacques Adamina et celle du professeur Henri Vuilleumier. Dans une courte brochure¹, M. Adamina scrute la personnalité morale de Davel et cherche à montrer quel enseignement le peuple vaudois peut encore tirer de son exemple. Quant au professeur Vuilleumier, dans une étude d'histoire religieuse documentée, *Le major Davel* (Lausanne, Imprimerie La Concorde, 1923), il s'attache à relever que la tentative du major, pour politique qu'elle fût au premier chef, touche par plus d'un côté à l'histoire religieuse et ecclésiastique du pays de Vaud. On trouvera là un exposé détaillé de l'« Affaire du Consensus » et une caractéristique originale de la foi du major, laquelle, aux yeux de l'historien et contrairement à l'opinion reçue, « n'a rien de sentimental », est hébraïque au vieux sens du mot, « plus près de la lignée de ses patrons Abraham et Daniel que de la famille de son parrain saint Jean ».

« Militaire en tout et partout, conclut M. Vuilleumier, attentif et fidèle à la consigne, Davel s'est levé à la voix de son Commandant en Chef, l'Eternel des Armées, et il est allé de l'avant sans bien se rendre compte de ce qu'il avait mis du sien dans l'exécution de l'ordre qu'il était persuadé d'avoir reçu ».

Toutes ces études, on le voit, forment un important faisceau et elles contribueront à faire mieux connaître Davel et à donner plus de relief à sa physionomie.

Zurich.

Antoine Guillard.

ERNEST DERIAZ. *Un homme d'état vaudois, Henri Druey, 1799–1855*. Lausanne 1920. 335 S.

Von den schweizerischen Staatsmännern der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, unter deren Wirksamkeit sich die Umwandlung des lockeren eidgenössischen Staatenbundes in einen kräftigen Bundesstaat vollzog, ist Henri Druey unstreitig der originellste und geistreichste, aber auch der am schwersten zu beurteilende und am meisten von der Parteien Gunst und Haß umstrittene. Eine Drueybiographie ist eine ebenso schwierige als dankbare Aufgabe. Sie wurde zuerst von J. L. B. Leresche, dem bekannten Polemiker und Sekretär der provisorischen waadtländischen Regierung vom Februar 1845, aufgegriffen. Leresches Buch enthält eine Fülle von Material, ist jedoch teilweise ungeordnet und leidet an Überladung mit Unwesentlichem. Seiner Tendenz nach ist es ein Panegyrikus und eine einseitige

¹ *Le major Davel. Que voulait-il? Qui était-il?* Lausanne, Agence religieuse 1923.

radikale Parteischrift. 1912 behandelte der Unterzeichnete, auf neues Material gestützt, Druveys Jugend und die ersten Jahre seiner politischen Wirksamkeit. Seither sind wieder eine Menge von Briefen und Aktenstücken von und über Druvey zu Tage getreten. Ernest Deriaz hat das gesamte Material zu einem wohlabgerundeten Bilde verarbeitet. Im Vordergrund steht Druveys Persönlichkeit, um die sich die Ereignisse gruppieren.

Auf eine treffende einleitende Charakteristik der eidgenössischen und waadtländischen politischen Zustände zur Restaurationszeit folgt der Abschnitt über Druveys Jugend- und Studienjahre. Manch interessantes Détail wird darin geboten, wie beispielsweise daß nach Versicherung des scharf beobachtenden jungen Studenten in Deutschland unter den Karlsbaderbeschlüssen die Studienfreiheit keineswegs beeinträchtigt war, und man von den Überwachungskommissären «nicht einmal ihre Anwesenheit merkte», oder daß um 1825 die öffentliche Meinung in England der Schweiz im allgemeinen ungünstig gewesen sein muß, da man ihr zu große Nachgiebigkeit gegen die Heilige Allianz und Intoleranz in Religionsachen vorwarf, ersteres wohl wegen des Preß- und Fremdenkonklusums von 1823, letzteres wegen der Vorgänge bei der Erweckungsbewegung im Waadtland. Mit Recht wird ein Bildungsfaktor hervorgehoben, der in den bisherigen Druveybiographien mehr andeutungsweise berührt wurde: der Einfluß der Hegel'schen Entwicklungsphilosophie auf Druveys Weltanschauung und Politik. Eine mitgeteilte Äußerung zeigt Druveys schon in der Jugend zu Tage getretene Wertschätzung des Volkes, im Gegensatz zu dessen abfälliger Beurteilung durch die dirigierenden Klassen, jene Gesinnung, die es erklärlich macht, daß Druvey anfänglich der konservativen «Paysanocratie» näher stand als den liberalen Vertretern der höhern Bourgeoisie, und die ihn nach dem Sturze der erstern und dem Siege der letztern zum Führer der Radikalen machte.

In einem der folgenden Kapitel sieht der Verfasser gleich dem Unterzeichneten in den Ereignissen von 1830 den Vorgang, welcher Druvey die Augen über die Notwendigkeit einer radikalen Politik öffnete. Druveys Bedeutung in den folgenden Kämpfen zwischen dem vorwärts drängenden Radikalismus und dem gesättigten Liberalismus um die Neugestaltung der kantonalen und Bundesverhältnisse wird richtig dahin charakterisiert, daß Druvey dem Radikalismus Gestalt und Doktrin gab und die Massen im politischen Denken schulte. Uns interessiert aus den Dreißigerjahren namentlich noch Druveys Haltung in der auswärtigen Politik, seine entschiedene Wahrung der schweizerischen Unabhängigkeit, die er in jener Zeit am meisten von Frankreich bedroht sah. Er scheint nach Deriaz im Louis-Napoleonhandel die zögernden Kollegen im Staatsrat zur Bereitstellung der Truppen bewogen zu haben, ein Schritt, der bekanntlich in der Westschweiz mit Enthusiasmus aufgenommen wurde, und nach Druveys Informationen Frankreich von der Besetzung unseres Landes abgehalten haben soll.

Bei der Schilderung der waadtländischen Revolution von 1845 ist an Hand einer genauen Dokumentation der Nachweis erbracht, daß Drueys Haltung in den kritischen Tagen eine durchaus offene und ehrliche, wenn möglich auf Vermeidung des gewaltsamen Umsturzes gerichtete war. Druey hatte keinen Anteil an der Vorbereitung der Revolution; er wurde nach Abdankung des Staatsrates von der Bewegung an die Spitze gestellt, weil das herbeigeströmte Volk in richtigem Instinkt in ihm den fähigsten obersten Leiter erkannt hatte. Die größte Schwierigkeit erwuchs bekanntlich der neuen, radikalen Regierung aus der Opposition der Geistlichkeit. Der Verfasser trifft wohl das Richtige, wenn er im Urteil über das Vorgehen der Pastoren anlässlich ihrer Renitenz bei der anbefohlenen Verlesung der Regierungsproklamation über die neue Verfassung und der späteren Demission en masse zu jener Ansicht neigt, welche in den erwähnten Schritten bei den führenden Elementen die Absicht vermutet, der Regierung einen Schlag zu versetzen und das Volk auf die Seite der Opposition zu reißen. Ob die Geistlichkeit zu ihrem Vorgehen das Recht hatte, darüber kann man mit guten Gründen verschiedener Meinung sein. Der Verfasser scheint mit Druey die Frage zu verneinen. Über die Gegenmaßnahmen der von Druey mit überlegener Meisterschaft in der langen schweren kirchlich-politischen Krisis geleiteten Regierung urteilt er hinsichtlich der außerordentlichen Vollmachten des Staatsrates, daß sie von diesem mit Maß angewendet worden seien, wobei er Druey mit Grund das Hauptverdienst an dieser Mäßigung zuschreibt. Bei alledem wird man jedoch sagen müssen, daß es nicht ohne Härte abging, und dabei freilich auch die vom Verfasser angeführten Zeitumstände in Betracht ziehen. Gewisse Maßnahmen, wie das Verbot einer Anzahl religiöser Versammlungen — so unsympathisch sie uns auch erscheinen — waren angesichts der erregten Stimmung und der Unzuverlässigkeit allfällig aufgebotener Truppen gerade notwendig, um Belästigungen der Dissidenten zu verhüten. Daß der Despotismus der Männer von 1845 doch nicht so schrecklich war, zeigte sich darin, daß die Opposition ungehindert nach Herzenslust die Regierung in Presse und Broschüren angreifen, bekämpfen und karrikieren konnte. Zur Illustration zitiert Deriaz ein gegen Druey gerichtetes Spottgedicht. Bei einem Abschnitt über die Lausanner Akademie tritt Deriaz der Legende von der Bildungsfeindlichkeit der führenden Radikalen entgegen. Der Verfasser ist übrigens — bei aller Anerkennung der damaligen Ereignisse als einer geschichtlichen Notwendigkeit — weit davon entfernt, alles für gut zu halten, was die Regierung von 1845 tat. Aus dem Jahre 1845 interessieren uns heute noch Drueys soziale Postulate, die ihn punkto Salärbestimmungen, Arbeitszeitverkürzungen und Altersversicherung nach dem Urteil des Verfassers als einen seiner Zeit vorausseilenden Staatsmann erkennen lassen, ohne den lächerlichen Vorwurf des Kommunismus zu rechtfertigen, den seine Gegner ihm machten.

Zur Sonderbundszeit tritt uns Druey in Deriaz's Buch als eines der aktivsten Mitglieder der Tagsatzung entgegen, das die Zögernden und Unentschlossenen zu energischem Vorgehen zu bestimmen wußte. Köstlich sind Druey's eingestreute Bemerkungen über den wackeren, durch seine freundschaftlichen Winke um die Schweiz verdienten englischen Gesandten Stratford Canning, dessen wohlgemeinte Mäßigungsermahnungen manchmal doch überlästig waren. Im Kapitel über die Schaffung der neuen Bundesinstitutionen wird die Frage über Druueys Ideenanteil an diesem Werke dahin beantwortet, daß Druey die Idee der nationalen Vertretung zukomme, während Troxlers Einfluß die Einführung des Zweikammersystems nach nordamerikanischem Muster zuzuschreiben sei. So viel geht jedenfalls aus der Darstellung hervor, daß Druey innerhalb der Tagsatzung dem Grundsatz der Nationalrepräsentation in schwerem Kampfe zum Durchbruch verhalf, und daß eine Troxler'sche Broschüre die anfänglich keineswegs für das Zweikammersystem begeisterten Tagsatzungsgesandten für dieses gewann. Druey selber war nach dem Verfasser in früheren Jahren durchaus gegen das Zweikammersystem und hätte auch noch 1848 das Einkammersystem bevorzugt.

Als Bundesrat war Druey bekanntlich wegen seiner Haltung in auswärtigen und Flüchtlingsangelegenheiten schweren Angriffen ausgesetzt. Anfänglich für aktive kriegerische Beteiligung der Schweiz am Kampfe der europäischen Demokratie gegen die reaktionären Mächte, vertrat er später entschiedene Neutralität, weshalb er auch hier der Versatilität beschuldigt wurde. Der Verfasser erklärt Druueys Meinungsänderung aus dessen Achtung vor dem Willen des Schweizervolkes, welches nur im ureigensten Interesse der Schweiz und unabhängig von Parteipolitik Krieg führen wollte, und aus Druueys Art, aus einer gewonnenen Erkenntnis auch die äußersten Konsequenzen zu ziehen. Nach wiedergegebenen Äußerungen kam Druey auch zu der Ansicht, daß eine loyale Politik der Schweiz in Flüchtlingsangelegenheiten ihre Position in ihrem Kampfe gegen unberechtigte ausländische Anmaßungen stärke. Die Früchte solcher Anschauungsweise zeigten sich beim Neuenburgerhandel, der ganz im Sinne des inzwischen verstorbenen Druey nicht als eine radikale, sondern als eine schweizerische Angelegenheit behandelt wurde und deshalb das ganze Schweizervolk einig fand, während gleichzeitig wohlwollende Gesinnung einiger Mächte der Schweiz zugute kam.

Zum Schlusse entwirft der Verfasser eine zusammenfassende Charakteristik. Der Unterzeichnete ist mit deren nachstehend umschriebenen Ausführungen im Wesentlichen einverstanden. Druueys scheinbar widerspruchsvolle politische Laufbahn ist in Wirklichkeit eine einheitliche, vom Geiste der Demokratie getragene. Die Hegel'sche Philosophie war wohl von großer Bedeutung für seine Weltanschauung und schärfte ihm das Verständnis für geschichtliche Entwicklung, aber sein praktischer Waadtländer Bauernverstand bewahrte ihn davor, sich in leeren abstrakten Be-

griffen zu verlieren. Er kannte das Volk und seine realen Bedürfnisse. Er verstand den «kleinen Mann» und wurde von ihm verstanden. Sein von allem Klassenbewußtsein freies, jedermann zugängliches Wesen (und wohl auch seine — an früherer Stelle erwähnte — natürliche Gutherzigkeit) trugen auch das ihrige dazu bei, ihn bei den Minderbemittelten beliebt zu machen. Wie keiner wußte er herauszufühlen, was in den Tiefen der Volksseele vorging und das von seinen Mitbürgern dunkel Empfundene in klare Worte zu fassen. Ein Meister war er in der Psychologie der Massen. Von seinen Gegnern wurde er der Demagogie bezichtigt. Dazu bemerkte Deriaz an gegebener Stelle, daß Druey keinen Ehrgeiz besessen und der Menge niemals geschmeichelt habe. Hier ist zu sagen, daß einige von Druey's Aussprüchen von einem gewissen Standpunkt aus als demagogisch aufgefaßt werden können und wohl auch demagogisch wirkten, was jedoch keineswegs ausschließt, daß sie von ihrem Urheber aufrichtig gemeint waren und seiner ehrlichen Anschauung entsprangen. Gegen die Annahme egoistischer Beweggründe bei Druey's Handlungsweise wandte der Verfasser im Kapitel über die waadtländische Februarrevolution ein, daß Druey damals schon Staatsrat gewesen und durch die Umwälzung nicht viel mehr in den Vordergrund gestellt worden sei. Indessen wurde ihm durch die Errichtung eines radikalen Regiments eine, wenn nicht offiziell, so doch tatsächlich viel bedeutendere Position, als er sie vorher eingenommen hatte, zuteil, ohne daß dies freilich als Grund seiner Stellungnahme angenommen werden müßte. Schon sein staatsmännischer Sinn und sein demokratisches und schweizerisches Empfinden genügen zur Erklärung seiner Handlungsweise. Auf eidgenössischem Gebiete machte ihn seine Gesinnung zum entschiedenen Gegner alles engherzigen Kantönligeistes und zum lebendigen Bindeglied zwischen deutscher und romanischer Schweiz.

Der große Eidgenosse hat in Deriaz Arbeit eine würdige Biographie gefunden.

Zürich.

Felix Berchtold.

RENÉ VAN BERCHEM. *De la chambre unique au système bicaméral, une innovation dans le droit public Suisse. Son facteur politique autochtone.* Zürcher jurist. Inauguraldissertation. Genève 1924.

In dieser, besonders für eine Erstlingsarbeit vorzüglich geschriebenen und klar aufgebauten eingehenden Untersuchung hat es der Verfasser unternommen, Herkunft und Begründung unseres Zweikammersystems im Bunde zu erforschen und es im Zusammenhang mit den historischen Wurzeln und deren Entwicklung bei den nach dem Einkammersystem organisierten Räten der einzelnen Kantone zu betrachten.

Das gewiß richtige Ergebnis seiner Untersuchungen ist die Erkenntnis, daß das für die Schweiz, — abgesehen von der Episode der Helvetik — neue Zweikammersystem nicht einfach auswärtigen Vorbildern entlehnt

ist, sondern sich aus innern Gründen, insbesondere Rücksichten auf die kleinen Kantone, als beste Lösung, um nicht zu sagen als Notwendigkeit für einen schweizerischen Bundesstaat selber empfohlen hat. — Dieser Gesichtspunkt ist wohl bisher in den Betrachtungen des schweizerischen Zweikammersystems gegenüber den Vergleichen mit fremden Verfassungen und der Herleitung aus ihnen, insbesondere aus dem amerikanischen Vorbild, etwas zu kurz gekommen, sodaß diese Arbeit einen wertvollen Beitrag zur allseitigen wissenschaftlichen Beleuchtung unserer Institutionen darstellt. Der Verfasser läßt dabei solche Vergleichen, wie sie ja schon mehrfach angestellt wurden, mit Recht außer Betracht und beschränkt seine Darstellung auch auf die Entwicklung bis zur Verfassung von 1848, indem er die seitherige Anwendung und Ausgestaltung nicht mehr verfolgt.

Ein Vergleich drängt sich mir hier auf: Während in Deutschland im Jahre 1871 die Tatsache der Errichtung des Reiches auf vorwiegend nationaler Grundlage und dank großen Opfern des ganzen Volkes den mehrheitlich monarchisch-konservativen Regierungen die Errichtung einer demokratisch und national organisierten Volkskammer aufdrängte, welche neben die nach wie vor nach Instruktion stimmende Vertretung der Einzelstaaten im Bundesrat zu treten hatte, so führte im Gegenteil in der Schweiz die Rücksicht auf die traditionelle Selbständigkeit und Gleichberechtigung der Kantone zur Schaffung des Ständerats trotz der vorherrschenden und im Sonderbundskrieg siegreichen Kräfte der Demokratie und des Zentralisationsgedankens. In dem Gegensatz dieses Ursprungs tritt die Verschiedenheit der historischen und politischen Grundlagen der beiden Staatengebilde trotz äußerlich scheinbar ähnlicher Ergebnisse der Verfassungsbildung zu Tage.

R o r b a s.

D r. P. B l u m e r.

ARNOLD GUBLER: „*Die schweizerische Nationalbahn*“. Zürcher Diss. Hermatswil-Saland (Zch.) 1922, Selbstverlag. 133 Seiten.

Ernst Gagliardi hat in Alfred Escher den Repräsentanten ereignisreicher Jahrzehnte der Schweizergeschichte nach 1848 dargestellt: den Mann, der in der politischen Gedankenwelt der Regenerationszeit wurzelt, dann aber mehr und mehr ergriffen wird von den großen wirtschaftlichen Energien seiner Zeit, von ihnen bedingt und ihre Auswirkung bedingend. Diesem entscheidenden Vorstoß in bisher wenig durchforschtes Gebiet verdankt auch die vorliegende Arbeit Gublers ihre Entstehung.

Wo es galt, wirtschaftliche und politische Momente in bisher nicht dagewesener Verflechtung zu erfassen, war die Darstellung der Nationalbahntragödie eine ungemein lockende Aufgabe. Der Vorgang war einzigartig und typisch zugleich. Eine politische Aufwallung, welche einer allgemeinen Entwicklungsreihe angehört, gab den Anstoß zum Wagnis dieser Gründung. Die demokratische Bewegung im Kanton Zürich, von Winter-

thur ausgehend und stark persönlich akzentuiert, d. h. gegen den «Prinzeps» Alfred Escher gerichtet, war 1869 zum Siege gelangt und hatte Eschers politische Übermacht gebrochen. Den Eisenbahnkönig auch wirtschaftlich zu stürzen, war der zweite Plan der hierin durch den Winterthurer Stadtpräsidenten J. J. Sulzer und Stadtschreiber Th. Ziegler geführten Demokraten. Politiker waren es, die allen bisherigen Prinzipien des Eisenbahnbaus den Krieg erklärten, um Escher und die «Eisenbahnbarone» zu treffen: An Stelle des privaten Kapitals sollten die Mittel der interessierten Gemeinden treten und damit ein Schritt vom Privatbau zur Staatseisenbahn getan werden; statt dem natürlichen Lauf der Täler zu folgen, sollte die Bahn möglichst viele Täler «anschneiden»; statt die großen Verkehrszentren aufzusuchen, erhoffte man Vorteil, wenn man sie, Zürich vor allem, umging.

An Schlagworten, an persönlichen und lokalen Animositäten, aber auch an patriotischen Gedanken fehlte es nicht. Der Plan ging ursprünglich ins Weite, auf eine neue Verbindung vom Genfersee zum Bodensee und zur Ostalpenbahn. Als dieser Traum, den auch Stämpfli geträumt hatte, verflog, warf man sich mit merkwürdiger Leidenschaft auf zwei Einzellinien: Winterthur-Singen-Kreuzlingen und Winterthur-Baden-Lenzburg-Zofingen. Man gewann die Gemeinden und das Volk; das Unternehmen war unvergleichlich populär. Aber die Berechnungen waren falsch. Man verbiß sich in den Gedanken, setzte alles auf eine Karte und konnte schließlich nicht mehr zurück. Winterthur, Baden, Lenzburg und Zofingen, mit kleineren Gemeinden durch Aktienzeichnung bereits stark in Anspruch genommen, übernahmen zu ihrem Verderben die Zins- und Kapitalgarantie für eine Neunmillionenanleihe. 1875 und 1877 eröffnete man den Betrieb der beiden Linien in einem Zeitpunkt, da das Unternehmen bereits verloren war. 1878 schon erfolgte die von den Gläubigern begehrte Zwangsliquidation; für 4 Millionen wurde versteigert, was 31 Millionen gekostet hatte. Der Krach war riesengroß, die meistbeteiligten Gemeinden standen vor dem finanziellen Ruin.

Die Katastrophe der Nationalbahn ist nicht einfach durch übersteigerten Gründungseifer verschuldet worden; auch daß Politiker mit einem unbegreiflich sorglos gewagten wirtschaftlichen Unternehmen scheiterten, ist nicht das Wesentlichste in dieser Erscheinung. Es sind doch große und sachliche Gegensätze, die sich gegeneinander aufbäumten, demokratischer Wille gegen privates Unternehmertum. Der Verfasser hat nicht versäumt, auf dieses Allgemeinere, die Zeitstimmung bedeutungsvoll Beleuchtende hinzuweisen. Als seine Hauptaufgabe aber erkannte er die wissenschaftlich sorgfältige Benutzung und Verwertung der Quellen und die sachliche Zusammenstellung der gewonnenen Ergebnisse. Zu bedauern ist, daß diese Sorgfalt nicht mehr auf die Durchsicht der Korrekturbogen angewendet wurde.

Bern.

Werner Näf.

EDOUARD CHAPUISAT. *La restauration Hellénique d'après la Correspondance de Jean Gabriel Eynard*, Illustrations de F. Boissonas, Paris. Editions d'Art Boissonas. Genève 1924. J. Budry & Co., Editeurs. 251 S.

Über den berühmten Genfer Philhellenen Jean-Gabriel Eynard besitzen wir bereits eine reiche Literatur. Als eine höchst erwünschte Ergänzung der Zürcher Doktor-Dissertation von E. Rothpletz (1899) begrüßen wir das vorliegende, mit reizenden Illustrationen geschmückte Bändchen, das unter den Auspicien der « Association gréco-suisse Jean-Gabriel Eynard » erschienen ist. Niemand konnte für die Herausgabe desselben so geeignet erscheinen wie Eynards Landsmann Edouard Chapuisat, der Direktor des « Journal de Genève », dem man außer so mancher anderen vorzüglichen Arbeit das wichtige Werk « Journal de J. G. Eynard: I. Au Congrès de Vienne, II. Les Cent Jours » verdankt. In einer 77 Seiten umfassenden Einleitung, in welche eine Reihe von interessanten Aktenstücken eingeflochten ist, wirft Chapuisat einen Rückblick auf die philhellenische Tätigkeit des Genfer Geschäftsmannes und Diplomaten, wobei namentlich die Wirksamkeit seines französischen Vertrauensmannes Regny in helles Licht gerückt wird, und auf die Zustände Griechenlands in den ersten Jahren der Herrschaft König Ottos, des bayrischen Prinzen. Die danach folgenden Auszüge aus der höchst umfangreichen Korrespondenz Eynards, die in der Genfer Bibliothek aufbewahrt wird, den Jahren 1841 bis 1844 angehörig, sind sprechende Zeugnisse seiner unausgesetzten Teilnahme an den Geschicken Griechenlands und beleuchten zugleich die Zustände des jungen Staatswesens. Zu den Adressaten Eynards gehören, um nur diese zu nennen, König Otto selbst, sein Vater König Ludwig I. von Bayern, der Minister Guizot, General Coletti, Zar Nikolaus I., König Louis Philipp, Sainte-Anlaire, der französische Botschafter in London. Ein großer Teil der Briefe bezieht sich auf die traurigen finanziellen Verhältnisse des jungen Königreichs und auf die Revolution in Athen vom 15. September 1843, deren Folge die Einführung der Verfassung war. Wie ein roter Faden zieht sich durch die ganze Korrespondenz die wiederholte Versicherung Eynards, daß Griechenland « seinen wahren Freund » in Frankreich sehen müsse, während er von den beiden anderen Schutzmächten England nur « bis zu einem gewissen Punkt » diese Rolle spielen lassen will und zu Rußland am wenigsten Vertrauen hat. Alles in allem verdient diese neueste Veröffentlichung Chapuisats als Beitrag zu der Geschichte Griechenlands und Europas Dank und Beachtung.

Zürich.

Alfred Stern.

Dr. HEINRICH DAVID, ehem. Vizekanzler der Schweiz. Eidgenossenschaft: *Englands europäische Politik im 19. Jahrhundert. Von den Revolutionskriegen bis zum Tode Palmerstons*, Bern und Leipzig, Verlag Ernst Bircher A.-G. XXIII und 496 Seiten.

In dem Wunsche, auf « umstrittenem Gebiete den Boden einer gesicherten Anschauung und Überzeugung zu gewinnen », hat der Verfasser,

ohne zur historischen Zunft zu gehören, sich umfassenden Studien über Englands europäische Politik im 19. Jahrhundert hingegen, und sein Buch, « eine Spätfrucht des Weltkrieges », möchte ein Beitrag zu besserem gegenseitigen Verständnis der Nationen sein. Diese im Vorwort festgelegte Absicht verwirklicht der stattliche, auch in seiner äußern Gewandung schöne Band in erfreulicher Weise. Der Verfasser hat aus dem zeitlichen Zusammenhange der neuen Geschichte eine Reihe von Jahrzehnten ausgeschnitten, um Wesen und Erscheinungsformen der englischen Politik in ihrem Verhältnis zum konservativen Solidaritätsgedanken und zum Interventionsprinzip einerseits, zu den aus nationalem Bedürfnis und liberalem Fortschrittswillen geborenen Gegenwirkungen andererseits aufzuzeigen. Die Hauptthese des Buches, daß die dem eigenen Interesse dienende englische Politik in einzigartiger Weise dem Fortschritt des Jahrhunderts gewollt und ungewollt förderlich gewesen sei, gewinnt überzeugendes Leben. Aus den Zeiten der französischen Revolution und Napoleons führt die Darstellung in breitem Flusse in das Zeitalter konservativer Bevormundung; das in Metternichs Person und Gedankenwelt sein Zentrum fand, in den großen Zusammenhang der Revolutionen von 1848/49, welche das internationale Gebäude erschütterten, und in die fünfziger und sechziger Jahre, die Jahre der Einigung Italiens und der beginnenden Bismarck'schen Politik, die es zerstörten. Was David über sein eigentliches Thema, die englische Auffassung und Einwirkung, zu sagen hat, stellt er selbstverständlich vor den Hintergrund der allgemeinen Zeitgeschichte. Daß er dieses Allgemeine in ausführlicher Erzählung darstellt, sichert ihm richtiges Verständnis bei dem Publikum von Nicht-Historikern, an das er sich wendet; da und dort erschweren aber die dem Hauptgegenstande doch nur zudienenden Exkurse das Festhalten der englischen Linie.

In glücklicher Weise verbindet der Verfasser die Wertung politisch-geistiger Kräfte mit der Berücksichtigung der wirtschaftlichen Bedürfnisse der Zeit, und neben den Massenerscheinungen läßt er die große historische Persönlichkeit eindrücklich hervortreten. Eine Reihe von Porträts, die man mit Freude auf sich wirken läßt! Liebevoll gezeichnet, in der Tongebung sorgsam, in der Verteilung von Licht und Schatten maßvoll, — als Ganzes gleichwohl impressionistisch wirkend, farbig und plastisch treten die englischen Gestalten von dem jüngeren Pitt zu Castlereagh, Canning und Palmerston neben die Köpfe Metternichs, Louis Philippes und Guizots. Daß man über diese und jene Auffassung verschiedener Ansicht sein kann, ist klar. So erscheint meines Erachtens das Bild Metternichs etwas zu dunkel gehalten, oder vielmehr um eine Nuance zu sehr der Karikatur angenähert; es will noch mehr aus dem Ancien Régime, in dem Metternich persönlich wurzelte, aus der Wucht der Revolutionserlebnisse und aus den Erfordernissen des österreichischen Staates, den er zu vertreten hatte, begriffen werden, was um so nötiger ist, als Schuldarstellung und Publizistik gerade diesem Staatsmanne selten gerecht werden.

Auch der Historiker wird Davids Darstellung, die sich innerhalb der selbstgesteckten Grenzen, kein neues Tatsachenmaterial zu erbringen, sondern das Bekannte im Gesamtbilde darzustellen, mit voller Wissenschaftlichkeit bewegt, gespannt und nicht ohne Gewinn folgen. Manches nicht leicht erreichbare Buch ist vom Verfasser herangezogen worden, und in die Auffassung, die der Fachmann von Menschen und Dingen besitzt, fügt sich mancher belebende Farbenton. Die wissenschaftliche Verwendbarkeit des Werkes würde indessen noch erheblich wachsen durch die Quellennachweise in Fußnoten, welche die Lesbarkeit nicht beeinträchtigen würden, und durch ein Personenverzeichnis am Schluß. Und, wenn es dem Rezensenten erlaubt ist, weitere Wünsche zu äußern, — vielleicht für eine zweite Auflage des wertvollen Buches, — so sei darauf hingewiesen, daß die englische Aufnahme des Verteilungsplanes, den Zar Nikolaus I. 1853, unmittelbar vor dem Krimkriege, über die Erbschaft des Kranken Mannes aufstellte, wohl ein interessantes Schlaglicht mehr auf die Tendenzen der englischen Leitung werfen könnte, und daß die internationale Diskussion der Neuenburger Frage nach dem Pariser Frieden gleichfalls eine beachtenswerte Situation schuf.

Am Schlusse der Darstellung tauchen die Gestalten Disraelis und Gladstones eben noch auf, und mit lebhaftester Freude nähme der Leser einen zweiten Band des Werkes zur Hand.

Bern.

Werner Näf.

Berichtigung zum Artikel über die *Ermordung Jenatschs*
(Zeitschrift für Schweizerische Geschichte, Heft 4, IV. Jahrg.).

Folgender Verschied ist auf Seite 428, Zeile 15, zu berichtigen:
«und die *Schweden* (nicht Franzosen) in Verbindung mit Frankreich nicht versuchen, ihre siegreichen Waffen nach Graubünden zu tragen» etc.